

# Feuilleton-Beilage

Redakteur: Dr. Gustav Morgenstern

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

## Theater und Musik

Ein Jugendwerk Richard Wagners. — Wagner als Klavierkomponist ist uns heute etwas Unbekanntes. Freilich lernen wir ja auch aus seinen Klavierwerken nicht den reifen Meister kennen, denn sie sind — eine Album-Sonate (op. 1, 1820), eine Polonaise zu vier Händen — Jugendkompositionen. Nun ist als dritte im Bunde die bisher nur Eingeweihten in der Handschrift zugängliche Fis-Moll-Klavierphantasie in Leipzig bei C. F. Kahnt Kochs veröffentlicht worden. Wagners übrige Jugendarbeiten sind meist für Orchester geschrieben, es sind ein Streichquartett, vier Ouvertüren und die C-Dur-Sinfonie (1838). Dazu kommt bis zum Jahre 1838 der später vernichtete Entwurf zur ersten Jugendoper Die Hochzeit, der später bekanntlich Die Feen und Das Liebesverbot folgten. Die bedeutendsten Leistungen seiner Jugendperiode bilden die C-Dur-Sinfonie und, wie man nunmehr hinzufügen muß, die Phantasie. Formell überraschen freilich Wagners Jugendwerke nicht; sie sind alle, was die Form anlangt, den Modellen nachgebildet, auch inhaltlich geben sie meist nur das Charakteristische der damaligen Romantiker, namentlich Spohrs, Webers, Marschners in den Instrumentalwerken, Bellinis, Kubers, ja Adams und Meyerbeers in den ersten Opern, aus zweiter Hand wieder. Aber auch in den schwächsten blüht doch schon hier und da ein Gedanke, eine kurze melodische, harmonische oder rhythmische Wendung auf, die den späteren selbständigen Meister verrät. In der jetzt veröffentlichten Phantasie sind es namentlich die einen auffällig breiten Raum — fast ein Drittel — einnehmenden Rezitative, die auf den künftigen Musikdramatiker hinweisen. Einzelne melodische Wendungen klingen sogar schon direkt an Stellen aus seinen reifen Werken an, namentlich an Lohengrin und Walküre. Den breiten, durch die bekannten charakteristischen Doppelschlag-Verzierungen verbrämten Stil des Rhenjätzler nimmt das warme und lebenswürgende empfundene Adagio dieses, das Datum: Leipzig, den 27. November 1831, tragenden Werkes. Beethovens Gesicht schaut aus seiner Gange, breit und nicht ohne Längen konzipierten formellen Anlage hervor, aus der Art des wohlklingenden, aber durchaus auf älterem Boden bleibenden Klavierfaches, aus einzelnen Wendungen, der in ihm deutlich zu erkennenden Art orchestral zu denken; Webers und Marschners Gesicht erkennt man aus der großen, wieder im Schlußteil einsetzenden Introitus und dem durch rhythmische, verkürzte Umbildung aus ihm entstandenen ersten großen Hauptteil, einem leidenschaftlich dahinstürmenden Allegro agitato, das Spohrs und Marschner aus dem Adagio. Aber bei aller Befangenheit in großen Vorbildern ist doch schon mancherlei spezifisch Wagnerisches in dieser Phantasie. Mit Sicherheit ist zunächst die innere Einheit dadurch gewahrt, daß das große Allegro aus seinem Einleitungsgedanken thematisch hervorgeht; ebenso sind die schwierigen Übergänge von den rezitativen in die thematisch-geschlossenen Teile in vorzüglichster Weise vollzogen. Ebenso weisen die gleichsam leitmotivische Wiederkehr der vorangegangenen Hauptthemen im letzten Rezitativ, der volle, breite Atem der Themen und Rezitativphrasen und allerlei besondere Wendungen auf den kommenden großen Musikdramatiker. Dazu kommt aber noch ein Moment, das diese Klavierphantasie den übrigen Schwestern der Klavieristischen Jugendwerke des Meisters gegenüber als durchaus weit überlegen bemerken läßt: das programmatisch-dramatische und das poetische. Es ist gar nicht zu verkennen, daß Wagner bei der Komposition dieser Phantasie ganz bestimmten Anregungen gefolgt ist. Die Gegenfuge zwischen der langen, in trübem Sinnen und Jögern verknüpfte Einleitung, deren Fluß immer wieder durch kleine herrlich und zornig dazwischenfahrende Rezitativstellen unterbrochen wird, zwischen dem aufgeregten Allegro, dem süßen Adagio und dem in Resignation und stiller Klage ausmündenden Schlußteil und den den Kampf zwischen Ja und Nein, Bewahrung und Verfassung des Glükkes förmlich sprechend durchführenden großen Rezitativen geradezu, einer solchen Annahme Raum zu geben. Das Ganze wirkt wie eine einzige weitgespannte dramatisierte Ballade, in der — wie es gleichnend für das Werk eines Reunzehnjährigen — die düsteren Töne überwiegen. Daran wird man denken und die für ein solches Alter und solche Lebenserfahrung immerhin erstaunliche

Durchführung einer solchen Aufgabe, die freilich auf dem Klavier ganz erschlich dem jungen Wagner nicht annähernd restlos gelingt, mit Anteilnahme verfolgen, so zweifellos auch manche empfindliche Längen, manche allzu peinlich schulmäßig „ausgerechneten“ Periodisierungen, jähe Gefühls-Explosionen oder ein wenig hohle pathetische Rhetorik in den Rezitativen noch den in vieler Beziehung unreifen Jüngling verraten. Immerhin steht der Wert dieser Phantasie aber doch so hoch, daß sie, ganz vom Namen Wagner abgesehen, auch rein musikalisch als ein schönes und manches Eigenartige bergendes Musikstück der Romantik zu fesseln vermag. Zum mindesten wird sie doch dazu führen, daß das Urteil über Wagners Jugendwerke, das meist auf „ganzlich unwagnerisch und schulmäßig“ lautet, einer ganz erheblichen Korrektur unterworfen wird. Will man aber auch von seinen Klavierwerken der Jugendperiode das Beste kennen lernen, so wird man das Studium dieser neuen Klavierphantasie nicht umgehen können. Schon in den siebziger Jahren drang T a p p e r t, der bekannte Wagnerforscher, auf die Publikation der Phantasie. Durch B r e i t h a u p t s Vermittlung ist sie nun erfolgt; in dankenswerter Weise, denn nun, seitdem die Welt durch die Bononer „Ur“-Ausführungen der in Wagners Rhenjätzer Frühperiode fallenden Ouvertüren (Columbus, Aulse Britannia und der Leipziger Polonaise) in vorübergehende Sensation versetzt wurde, steht ein kein irgendwie wichtiges Glied der Jugendwerke des Meisters mehr.

Zur Arbeitervorstellung im Neuen Theater (Die weiße Dame, komische Oper in 3 Akten von Boieldieu). — Boieldieus bestes Werk, Die weiße Dame, hat schon einen tüchtigen Zeitraum seit seiner ersten Aufführung hinter sich. Es ist im Jahre 1825 (Boieldieu war damals 50 Jahre alt und starb im Jahre 1834 in Paris) zum erstenmal in Paris gegeben worden und von Anfang an mit ungeheurem Erfolg. Bald kam es auch, wie die andern Hauptwerke Boieldieus, so besonders Der Kaiser von Bagdad und Johann von Paris, nach Deutschland, wo es bis heute auf dem Spielplan unserer Opernbühnen geblieben ist. Boieldieu nimmt unter den französischen Komponisten der komischen Oper eine erste Stellung ein. Er verdankt dies vor allem seinem überaus leicht beweglichen Talent, das sich in allen Situationen sehr geschickt zurecht findet. Seine musikalische Phantasie ist blühend, um charakteristische Melodien ist er nie verlegen; aber auch die übrige Musik, der Anteil des Orchesters an der Handlung, zeugt davon, daß es Boieldieu um Wahrheit im Ausdruck, die Hauptfrage in aller, besonders aber der dramatischen Kunst, zu tun ist. Das war ein Erbteil der guten Tradition der französischen Oper, die im Gegensatz zu der damaligen italienischen Oper das Charakteristische der sinnlichen Schönheit und ausschließlichen Herrschaft der Melodie voranstellte. Gerade deshalb hat auch das Orchester einen nicht unwesentlichen Anteil am Ganzen. Selbstverständlich darf man dabei nicht an das Orchester Richard Wagners denken, sondern eher an das Orchester, mit dem Boieldieu immerhin manche Schönheiten zeigt. Diese fehlt ihm zwar, auch ist sein musikalisches Können lange nicht so bedeutend wie das der großen Komponisten, Boieldieu war aber klug genug, sein Talent nicht an Stoffe zu verschleudern, denen er nicht gewachsen war, und das macht ihn zu einer sehr lebenswüchigen Gestalt. Von komischen Opern darf man ohne Bedenken seine Erstleistungen verlangen. Wie ausgezeichnet Boieldieus Musik zu spannen weiß, das zeigt ganz besonders Die weiße Dame, die nicht eine komische Oper im Sinne des modernen, gesprochenen Lustspiels ist, sondern eigentlich einen halbwegs ernsten Stoff behandelt, wie z. B. auch Lustspiele Shakespeares, wie Der Kaufmann von Venedig, durchaus nichts Lustiges im gewöhnlichen Sinne haben. Würde diese Oper ein gesprochenes Stück, so würden wir es heute Schauspiel nennen, das einen fröhlichen Ausgang hat. Eine kurze Inhaltsangabe des Werkes wird dies klarlegen, wobei auch zugleich auf die bedeutendsten musikalischen Stellen aufmerksam gemacht werden soll.

Der Text ist von Eugen Scribe, einem der gewandtesten Operntextdichter verfaßt, und zwar ist er eines seiner besten Alibretti (der technische Name für Operntexte; italienischer Name soviel wie Bühlein). In dem Stück handelt es sich um ein vermeintliches Gespenst, die weiße Dame eines alten Schlosses in Schottland, die aber niemand anders ist als Anna, das schöne Mündel des Schlossverwalters Gabeston. Anna bewahrt heimlich den verborgenen Schatz des eigentlichen Schlossherrn, der als Kind geraubt wurde, keine Kenntnis von seiner Abstammung

hat und zufällig als englischer Offizier mit dem Namen Georg Brown in die Gegend des Schlosses gelangt. Der hab- und herrschsüchtige, bei den Landleuten sehr unbeliebte Gabeston möchte das Schloß für sich gewinnen, und er hofft dies auch bei der Versteigerung des Gutes zu erreichen. Hierum dreht sich das ganze Stück. Georg kommt gerade recht, um dem Pächter Didson aus der Verlegenheit zu helfen, indem er für dessen Kind, Patenstelle übernimmt. In einer prächtigen Arie (Ach, welche Lust, Soldat zu sein) preist er den Reiz des Soldatenlebens. Jenny, die Frau von Didson, singt, als das Gespräch darauf kommt und sie von allen aufgefodert wird, bald darauf die sehr gehaltvolle Ballade von der weißen Frau. Georg kann aber dem furchtsamen Didson noch einen größeren Gefallen tun, indem er es für ihn unternimmt, in der Nacht in das Schloß zur weißen Dame zu gehen, der Didson verpflichtet ist und die ihn zu sich befohlen hat. Diese ganze Unternehmung zwischen Didson und Georg geschieht in dem großen Finale des ersten Aktes, das von Geist sprüht. Die Neugierigkeit des Pächterpaares wird vor-trefflich charakterisiert, auch das Gespenst der weißen Frau wird mit feinen, aber treffenden Mitteln geschildert. Dazu tritt noch ein Gewitter ein, das die Situation noch unheimlicher macht.

Der zweite Akt spielt auf dem Schloße. Nach einer reizenden Spinnerei der Haushälterin Margarete, tritt Anna auf. Die Unternehmung wird gesprochen. Ist deshalb ohne weiteres verständlich. Anna erhält von Gabeston endlich die Erlaubnis, den pochenden Georg einzulassen, wenn sie ihm andern Tags die Papiere des ehemaligen Schloßbesizers übergibt. Georg kommt, bleibt dann allein und ruft dann in einer der Hauptarien des Werkes (Komm, o holde Dame) die weiße Dame. Anna erscheint als weiße Frau und läßt Georg über das Schloß auf. Das Gespenstartige Annas wird im Duett (Dieses Gut gehört dem Grafen Abeneil mit Recht) in der Musik sehr fein geschildert. Georg ist bereit, ihr zu gehorchen. Es wird Tag, Gabeston kommt mit dem Richter und den Pächtern, und es beginnt die Versteigerung, die den musikalischen Höhepunkt des ganzen Werkes bildet. Die Schilderung ist überaus lebendig und voll feiner Züge; man beachte die würdevolle Antisprache des Richters, der die Versteigerung leitet, den siegesfrohen Ton Gabestons, die sich immer mehr steigende Aufregung, ferner, wie treffend die betäubten Pächter gezeichnet werden, als sie nicht mehr weiter folgen können. Auf Annas Befehl steigt nun Georg mit. Daß Boieldieu ein Meister ist, sieht man gerade hier, wo er jetzt immer noch Bedeutenderes zu geben weiß. Die allgemeine Aufregung über das unerwartete Eingreifen Georgs wird treffend geschildert, besonders dann aber auch die Mut Gabestons, als er einsehen muß, daß Georg ihn fortwährend überbietet und das Schloß zugeschlagen erhält. Den Schluß des Aktes bildet ein mächtiger Freudenchor der Landleute, die sich über die Mut Gabestons lustig machen.

Der dritte Akt beginnt mit einer Arie Annas, die gewissermaßen ein Gegenstück zu der berühmten Szene Elisabeths in Wagners Lohengrin die teure Halle begrüßt, die wieder ist und wohl auch auf diese eingewirkt hat. Anna gibt ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie den ihr in ihrer Kindheit vertrauten Ort (es ist ein gotischer Ritteraal) wieder betritt und in Georg denjenigen Mann wieder erkennt, den sie einst gepflegt hat. Das Volk tritt auf und beglückwünscht Georg als Bestzer des Schlosses. Der eine der Chöre ist ein schottischer Nationalgesang, dessen Melodie allgemein bekannt geworden ist. Durch Zufall erfährt Anna, daß Georg, den sie liebt, Julius von Abeneil, der rechtmäßige Besitzer des Schlosses ist, zu dem sie sich aber nicht erheben darf, worüber sie sehr betrübt ist (Duett mit Margarete). Nun erscheint aber die Zahlungsstunde für das Schloß, Gabeston hofft es immer noch zu erhalten, da er weiß, daß Georg kein Geld hat. Die Situation wird nun teilslich und musikalisch nochmals sehr spannend. Endlich erscheint Anna als weiße Dame, bringt Georg das Vermögen und läßt alles auf. Die Oper schließt dann voller Jubel mit der Vereingung beider Liebenden.

## Kunstchronik

Neues Theater. Sonntag, nachmittags 1/3 Uhr: Die weiße Dame (Vorstellung für den Leipziger Arbeiterverein), abends 7 Uhr: Die versunkene Glocke (Oper). Montag, 1/3 Uhr: Der Kaffeehändler (Gastspiel Paula Lindas). Donnerstag, 1/3 Uhr: Der

## Das Gewitter am Bodensee.

Skizze von Max Dietrich.

(Nachdruck verboten.)

Über den Bodensee zogen seit Wochen an jedem Morgen leichte weiße Wölkchen; aber das große Himmelsfeuer wurde schnell mit ihnen fertig, saugte sie schon in den ersten Morgenstunden auf und besetzte dann allemal einen von jedem Anzeichen gereinigten tiefblauen Himmel, am Abend mit gelben und roten Konturen über den Bergen.

Die Fische zogen sich in dem seichter werdenden Wasser in die tiefen Gründe des Sees zurück und die Fischer warfen so vergeblich ihre Niesenne nach den Fischen und Forellen aus, wie die Sommerfrischer ihre Angeln.

Es wollte nichts anbleiben.

In der Hitze und Mühsal dieser Zeit wurde denn auch der Wunsch nach einem lusttreibenden Gewitter und nach neuer, die Hitze zum Anbeihen anregender Kühle täglich allgemeiner.

Unter den Anglern war einer, der hatte eine mit allen Schikanen ausgerüstete Patentangel, wie er selber sehr patent ansah; da war ein langer blonder Schnurrbart, in dem das kleinste Gächeln jeden Tag dieselbe wohlberedete Lage einnahm; da sah ein außerordentlich didgetochenes Strohhütchen auf dem dünnen Haar und beschattete ein blaßes schmales Gesicht, und da war auch eine zu der ganzen, mit schneeweißem Mantel bekleideten Gestalt passende Stimme:

„Weihen nicht an, heißen nicht an! Kolossale Hitze! Hoffentlich kommt mal Gewitter, Gewitter von oben!“

Dieser Herr war im Hotel die Nummer 22, und im Fremdenbuch stand er als Herr v. Willat aus Genf.

Nun war im gleichen Hotel auch ein ehemaliger hayerer Militär in Zivil mit einer blühenden Tochter. Daß auch sie auf die besondere weibliche Art sollte angeln können am See, angeln wie einige andre Damen, konnte ich mir nicht denken.

Benignstens sah sie fast stets an einamen Plätzen im Wald und im Stadigarten, ein Buch in der Hand, diese schlanke, halb kindliche, lauter Lebenslust, Zufriedenheit und Vertrauen atmende Gestalt mit dem vieredig ausgefächelten bünnen Kleidchen, auf dessen Halsöffnung nur immer ein kleines goldenes Kreuz auf- und neberging.

Daß der stets neben ihr wellende große alte Herr der gewissenhafte väterliche Lenker ihrer Geschickte sei, war seinem festen und geraden Blicke anzumerken; jede Bewegung seiner Hand war Bestimmtheit und jeder Schritt Sicherheit.

Da war nun, dachte ich mir, Starck und Mildes, in holdem Verein, lindliches Schußbedürfnis und väterliche Kraft, neugieriger unischerer Blick in die Welt und erfahrene Führung nach sicherem Port.

Alein einmal, es war an einem Sonntag, hörte ich meinen Zimmernachbar, eben den alten Herrn, schon am frühesten Morgen in seiner mehrere Räume umfassenden Wohnung Verfügungen treffen wie im Kommandanten:

„Liselott! — Liselott! — bist Du schon wieder aus dem Bett?“

„Ja, Papachen!“

„Weshalb?“

„Ach Papachen, die Morgenluft ist doch so gut.“

„Scheint Dir ja hier seit acht Tagen besonders gut zu bekommen, die Morgenluft, was? Scheint Dir besonders gut zu bekommen?“

Man hörte — wie man in so einem Sommerhotel nach einigen Tagen jedes Geräusch richtig zu denken weiß — eine Tür öffnen und Stiefelchen und Stiefel ins Zimmer nehmen. Einige Minuten der Ruhe folgten und der alte Herr sagte:

„Na ja, geh nur weg, Du Kacker, Du Kacker! Du mit Deiner Küfferei, um den Finger wickelst Du einen nach mit Deiner Küfferei! Doch hinuntergehen wirst Du noch nicht allein, verstanden? Gesichts mit Morgenluft ist mir doch bishen ver-dächtlich!“

„Aber Papachen!“ Und ein helles, helles Lachen erklang.

„Was denkst auch Du!“

„Geh nur fort, laß mich nur, Du Schlangel! Werden dich leicht noch darüber sprechen —“

Ähnliche Gespräche wiederholten sich an mehreren Tagen. Also mußte Liselotte eine der begeistertsten Verehrerinnen der Morgenluft sein.

Dann kam ein Tag, an dem dieses Morgenereignis um-gesetzt vor sich ging. Der alte Herr mußte Lust bekommen haben, die Morgenluft einmal zuerst zu wittern; sein Lächelchen fragte, weshalb er schon gar so früh getieftelt und gesportet sei.

Er redete von Schwärze und Hitze, in der es auf dem Lager

raum auszuhalten sei, marschierte jedoch dabei sehr schnell zehn, zwanzigmal im Zimmer auf und ab und ging plötzlich hinunter an den Affektisch, seinem Lächelchen voraus.

Als ich hinunterkam, war er mit der Morgentafel schon fertig; er stand am See und schaute in den Dunst über den Bergen, zur Rechten war heute eine wie Gebirgsmassen zusammengeballte Wolkendecke aufgetürmt und die Luft war schwerer als sonst, so daß die Brust nur mühsam atmete.

Ein Nachbar des alten Herrn sagte vertraulich, wie Wadegäste nach einigem Nebeneinanderlaufen vertraulich sagen:

„Heute gibt's ein Wetter!“

Der alte Herr blühte und der Reize nach scharf an; betradachte die Wolkendecke, als könne er mit mathematischer Sicherheit das Kosgehen eines Donnerwetters wie das Wachen einer Granate berechnen, und tat mit militärischer Bestimmtheit kund:

„Jawohl, meine Herren, heut oder morgen haben wir ein Gewitter!“

Er grüßte und schritt dem Angelstrand zu.

Und er hatte recht prophezeit.

Der Himmel vermochte heut die am frühen Morgen heraufgestiegenen Wollen nicht zu bannen. Die Luft wurde dicker bis zum Abend. Der See lag ruhig wie eine gewölbte Scheibe grünen Glases, Alle Kreatur und alle Natur war voll Erwartung.

Der alte Herr sah auf einer Bank am Strande, als der Abendhimmel über und stand, und vor dem Vater lehnte die Tochter am Geländer. Der Alte blühte aber nicht sie oder den See an, sondern starrte über die Reine hinweg in den Garten und richtete sein Glas scharf auf Herrn v. Willat aus Genf.

Gegen zehn Uhr rief er zum Geländer am Strande hinüber:

„Liselott! Wir wollen hinaufgehen! Es ist Zeit!“

„Kommt das Gewitter nicht, Papachen?“

„Wahrscheinlich erst nach Stunden!“

„Sie hatte eine eigene Art, ihr jedes Gesichtchen allen Deuten, mit denen sie sprach, dicht vor die Nase zu halten wie ein Teufelchen und dabei so heiter zu lichern wie ein Frühlingsengel.“

So stand sie nun ihrem Vater gegenüber.

„Gute Nacht, Papachen!“

„Gute Nacht, Augenlicht!“

Ein Kus, und sie huschte hinaus.